Schwarzkragen.

Von der deutschen Artillerie an der französischen Front.

Von **Eugen Kalkschmidt.**

Großes Hauptquartier,
Ende Dezember.

Die schwere Langrohr-Kanone stand dicht hinter den letzten Häusern des Dorfes in einem großen Obstgarten. Die krummen Bäume boten einigen Schutz gegen die Sicht. Die Kanoniere hatten das Ihrige getan, um diesen Schutz nach allen Regeln der Deckungskunst zu verstärken, sie waren gewaltig stolz auf ihr Werk. Ein Doppelposten sorgte Tag und Nacht dafür, daß kein Unberufener den heiligen Umkreis von 150 Metern überschritt. Selbst die Herren vom Stabe der Armeegruppe hielten sich in achtungsvoller Entfernung und taten so, als wäre an dem Koloß schier gar nichts Besonderes zu sehen. Der lange Vierundzwanziger war das Geheimnis des Dorfes. Wie alle richtigen Geheimnisse erst im Dunkel erwachen und ihr wahres Leben enthüllen, so geschah es auch hier. Das Langrohr hatte mehr Nacht- als Tagesdienst. Als es zum erstenmal aufbrüllte, wackelten sämtliche Häuser mitsamt der alten Kirche. Dachziegel kollerten herab, und von den alten Hütten nahe dem Geschütz hob der Luftdruck die ganzen Dächer ab und warf sie krachend zu Boden. Es dauerte nicht so sehr lange, da meldete sich der Engländer zum Wort. Mit ein paar schweren Lagen suchte er die Umgegend heim, aber die große Kanone fand er nicht. Der Doppelposten verschmähte es durchaus, den Unterstand aufzusuchen. Die beiden Kanoniere zählten triumphierend jeden „Volltreffer" des Feindes in Wiese und Feld, oder im toten Dorfe.

Weithin über das Gelände verstreut und gegen die Front vorgeschoben arbeiteten unsere schweren und leichten Batterien. Man hörte sie, aber man sah sie nicht. Sie steckten irgendwo zur Rechten und zur Linken in der Erde, sie lagen geduckt und gleichsam sprungbereit. Einzelne Befehlsempfänger und Leitungspatrouillen bewegten sich in den Feldern, tauchten auf, verschwanden, überquerten einen Hügel, eine Mulde, und waren wieder fort, als hätte die Erde sie eingeschluckt.

Es dauerte eine Weile, bis ich in dem ausgestorbenen Kampfgelände den Abschnittskommandeur der Artillerie fand. Er war in bester Laune, denn die Garde-Division hatte eben erst einen großen ehrenvollen Kampftag hinter sich. Nun folgte die Anerkennung: erst der Heeresbericht; dann der persönliche Dank des Divisionsführers an seine Artillerie. Das Sperrfeuer hatte vorzüglich gearbeitet, die Linie war, wie seit Wochen schon, unverrückt erhalten. Die Engländer, durch ihren Erfolg an der Ancre am 13. und 14. November zu neuen Vorstößen auch gegen die Mitte des nördlichen Sommebogens ermutigt, hatten sich blutige Köpfe geholt. Die Batterien des Majors hatten an diesem heißen Tage an die 15,000 Schuß abgegeben.

Eine schwere, schwere Zeit lag hinter den Schwarzkragen der Garde. Elf Wochen standen sie ununterbrochen im Kampf, zumeist südlich der Somme. Dann gab es eine kurze Ruhepause von zwei bis drei Wochen. Und danach gings wieder los, Tag und Nacht. Die Franzosen schossen mit Vorliebe Brand- und Gasgranaten auf die Batteriestellungen, sobald er sie heraus hatte. Alle Augenblicke brannten ein paar Geschütze an, die Munitionskörbe fingen Feuer, die Munition selber war dauernd in Brandgefahr. Die Leute schaufelten Erde drauf, erstickten mit ihren Sachen die Flammen. Mitten in die Arbeit platzten die Gasgranaten in ganzen Lagen. Mit Masken wurde gearbeitet, an den Geschützen, an den verschütteten Stellungen und Unterständen, mit den Gasmasken vor dem Gesicht sanken die Kanoniere tödlich ermattet in den Schlaf. Sie waren Nacht für Nacht vergast. Anstatt der Gefechtsstärke von 30 Mann hatte manche Batterie zeitweilig nur noch sieben oder acht Leute. Sie hatten kaum zum Nötigsten die Zeit, zum Essen und Trinken und Schlafen, ruckweise, in kurzen Pausen. Manch einer lief herum in langen Haaren, weil er monatelang keine Muße fürs Schermesser fand. Einer hatte an der Uniform nur noch einen Knopf. Binnen zehn Wochen hatte er an neuer Wäsche ein einziges Paar Strümpfe angezogen. Schwarzkragen der Garde — alle Propertät des Friedens geht zum Teufel in solchem Kampf. Was tuts! Hauptsache ist und bleibt, daß die Geschütze ihr Machtwort sprechen, daß der Feind sich erschöpft und am Durchbruch verzweifelt. Danach ist Zeit für frische Hemden und neue Knöpfe.

* * *

Ich machte mich auf den Weg zu den Abteilungen. Der Führer war zum Beobachter vorgegangen, der 600 Meter hinter dem vordersten Graben in irgend einem Erdloche auf dem Bauche lag und Schußkorrektur gab. Es sollte eine neue bessere Beobachtungsstelle eingerichtet werden. Der Adjutant saß in einem dumpfen Keller am Telephon, er sprach fast ununterbrochen. Vor ihm stand ein kostbar eingelegter Tisch mit echten Bronzebeschlägen, Louis Seize. Ein kräftiger Granatsplitter saß in der Platte. Ein paar alte Stiche hingen an der rohen Ziegelmauer. Die blecherne Azetylenlampe zischte leise.

Der Hauptmann kam die Treppe herunter, er war guter Dinge. Die neue Beobachtung war gefunden und eingerichtet; die Batterien hatten Munition zur Genüge vorbekommen. Unsere schweren und leichten Munitionskolonnen fuhren bis zu den Batteriestellungen vor. Wieviele Wagen mußten den Weg machen, um allein die 15,000 Geschosse für den einen Kampftag dieses einen kleinen Abschnittes herbeizuschaffen? Ein Munitionswagen bringt den Feldgeschützen etwa 90 Schuß heran. Eine fahrende Kolonne kann sich nicht verbergen, wenn die feindlichen Lagen niederkrachen. Sie muß durch, im Galopp, bei Nacht und Nebel. Und zurück und wieder vor, wenn's nötig ist; auch bei Tage. Ja, 5,000 Granaten und Schrapnells, die wollen geschafft sein!

„Herr Hauptmann," — der Adjutant macht Platz — das Regiment wünscht Herrn Hauptmann selber . . ."

Der steht schon am Hörer und lauscht. Das vergnügte Lächeln verschwindet. „Wie? Nach Rußland? Heute Abend schon? Naja, die Aussichten. Aber unser Regiment, Herr Major? — Uebrigens: die neue Beobachtungsstelle ist nun so weit. Sie liegt . . ." Und er ist wieder ganz im Dienst an der Somme und hat für ein paar Minuten vergessen, daß er in wenigen Stunden mit Sack und Pack die Reise nach dem Osten antreten wird.

Danach fällt es ihm wieder ein. Nachdenklich schaut er in die Luft. „Da darf man wohl gratulieren, Herr Hauptmann?" „Wie man's nimmt," sagt er. „Ich bin vorläufig nicht sehr erbaut darüber. Mit lauter fremden Leuten in einem neuen Korps! Und hier, mein altes Regiment, wann kriege ich das wieder zu sehen?"

Er ist einer der wenigen aktiven Offiziere des Regiments, der älteste Hauptmann; „mein bester Abteilungsführer, ich werde ihn leider hergeben müssen," hatte der Major gesagt. Jetzt fiel mir es ein.

Weiter geht meine Wanderung. Durch Straßen voll Schutt, über Wiese und Feld, über Trichter und Blindgänger hinweg. Ein vergessenes Schild am Wege: „Das Betreten dieses Feldes ist verboten! Der Ortskommandant." Das war einmal. Schwere Kolonnen haben sich ihre Wege durch das eintätige Haferfeld gebahnt.

In der Befehlsstelle der Abteilungsführer, Hauptmann S. Er ist im bürgerlichen Leben einer unserer bekanntesten Verleger für Jugendschriften. Das alles liegt jetzt sehr weit hinter uns. Er sagt: „Man wird bewegt, man gehört gar nicht mehr sich selber. Man denkt in Entfernungen, Richtungen, Schußziffern." Am tollsten war es Anfang September. Da brach die Abteilung von B. südlich der Somme auf, ganz rasch, und stand am andern Tage spät abends im Norden auf offener Straße feuerbereit. Ein Unteroffizier schreit in die Dunkelheit hinein: „Ist die . . . Abteilung der . . . Garde-Feld-Artillerie da." Ja, wo ist die Stellung? Die ist hier: ein Schild am Wege. Das war alles: Da fuhren die Batterien auf und schossen auf offener Straße zu den Franzosen nach Bouchavesnes hinüber. Dann erst, als die ihren Segen weg hatten und sich duckten, kam die Stellung dran. Die Kanoniere und Fahrer arbeiteten, daß die Fetzen flogen. Wer konnte an Schlaf denken in dieser Zeit! Es dauerte gar nicht lang, da brauchten sie kein Schild für ihre Stellung mehr.

* * *

Der Leutnant von der Fußartillerie ging gradeswegs durch das Offiziers-Café und setzte sich an einen Tisch dicht neben das Büffett. Es war noch früh am Tage, aber der Leutnant sah aus, als ob es für ihn ziemlich spät in der Nacht sei. Ein Lehmaschnitt von wunderbarer Vollendung umkleidete ihn. Stiefel, Reithosen, Umhang, — alles war mit brauner Erde innig vermählt. Die Spritzer zogen sich in breiter Front über den Rücken hinauf bis zur Mütze.

Den Leutnant störte das weiter nicht. Er wusch sich die Hände und begann, unter den talergroßen Kuchen und Küchlein auf der Platte gewaltig aufzuräumen. Das französische Kriegsgebäck ist im allgemeinen nur noch dekorativ genießbar. Dieser unverdorbene Geschmack der Front aber genoß es sozusagen mit Haut und Haaren.

Kein Wunder, wenn man nach mehr als fünf Monaten, dauernd in Stellung zwischen Somme und Ancre, abgelöst worden ist und die Aussicht auf sanftere Kriegstage verführerisch nahe winken sieht.

Er war die ganze Nacht geritten, der „Fuzzer" aus Bayern. Hatte gestern die Stellung übergeben, die neuen Batterien eingewiesen und war noch ganz erfüllt von Verwunderung über einen englischen Treffer, der eigentlich doch kein Treffer war: er hatte unsere schwere Haubitze beinah erwischt, lag rechts unmittelbar vor der Mündung, und schleuderte das Geschütz zwanzig Meter weit durch die Luft. Aber nicht nach links, sondern nach rechts! Ja, was war denn jetzt das für ein närrischer Hupfer? Der Leutnant schüttelte verwundert den Kopf, bestellte den zweiten Kaffee, dazu Butter und Brot. Die Küchlein, meinte er, hielten bloß auf.

Also der Trichter dieser Granate maß vier Meter in die Tiefe. Demnach mindestens ein Achtundzwanziger. Die Engländer schießen viele schwere Kaliber „mit Verzögerung". Man hört sie kaum, sie bohren sich in den Grund, machen eine riesige Fontäne mit weißem Rauch und sind darauf berechnet, Unterstände zu verschütten und einzudrücken. Das geschah auch dem Unterstand seiner Batterie. Der Leutnant öffnete den Sauerstoffballon und buddelte sich mit seinen Leuten wieder ans Licht. Die Kanoniere sagten dann, beim Einschlag sei ein Feuerstrahl durch sämtliche Batterie-Unterstände gegangen. Es war aber nur der Luftdruck, der die Augen im Dunkel durch das stockende Blut betrog.

Die schwere Haubitzbatterie hatte erst in Pozières gestanden, dann ging sie gegen Puisieux zurück. Nur zwei Geschütze von den vieren mußte sie auswechseln, bevor der Novembersturm an der Ancre begann. Dann wurden allerdings noch drei unbrauchbar, denn einzelne Rohre hatten drei- bis vierhundert Schuß schwerster Ladung am 13. und 14. November bergehen müssen. Der Leutnant lag als Beobachter vorn, tausend Meter hinter dem vordersten Graben. Seine Leitung versagte bald. Am 13. früh, wo die Engländer wie gewöhnlich um 7 Uhr zu trommeln begannen, flickten seine Telephonisten die Strippe achtzehn Mal auf einem einzigen Gang. Dann konnte er sprechen, zwei Minuten lang und abermals Schluß. Die Brieftauben brachten die erste Nachricht vom Angriff nach hinten.

Mit drei Kranken und einem gesunden Geschütz zieht die Haubitzbatterie nun ab. Wohin? Dem Leutnant ist's einerlei. Vor Jahr und Tag hat er als Fähnrich bei den Oesterreichern mitgefochten, vielleicht geht es jetzt nach Rumänien. Je mehr Fronten einer kennen lernt, desto besser. Die Fuzzer sitzen ohnedies immerlangs auf einem Fleck fest. Vom 11. Juni ab bis Mitte November immerzu an der Somme — das langt zu.

Draußen führt der Bursche die gesattelten Pferde heran. Der Leutnant bemeistert mühelos das letzte Butterbrot, zahlt, schüttelt mit der Hand und geht; schlank, jung und frisch als sei er eben aufgewacht. Er schwingt sich auf den Gaul und trabt stolz von dannen. Hinaus in die weite Welt. Irgendwo von neuem hinein in den Krieg. Ganz Mitteleuropa liegt vor ihm. Vor zweieinhalb Jahren drückte er noch die Schulbank in seiner kleinen fränkischen Vaterstadt.

Die Rosenpflanzungen im Balkan, namentlich in den Niederungen von Selimno und Karlova bis nach Philippopel hin, liefern das in der ganzen Welt berühmte Rosenöl. Besonders eine Gattung Rosen wird in diesen fesselartigen, von würziger Bergluft bestrichenen Ebenen am Balkan gezogen, die Rosa centifolia provencialis, mit ihren blaßroten und sehr wohlriechenden Blüten. Der chemischen Analyse zufolge sollen ihre Blätter ölige, fettartige Bestandteile, Gallapfelsäure, Kalk, Gerbstoff und Eisenoxyd enthalten. Die Rose von nicht sehr hohem aber kräftigem und buschigem Wuchs liefert in dem bezeichneten Baltangebiet mitunter ein Jahreserzeugnis von etwa 5000 Pfund Rosenessenz. Hand in Hand mit der Produktion der Essenz geht die des Rosenwassers, das als Schönheits- und Heilmittel wie als notwendiges Hilfsmittel zur Bereitung gewisser Spirituosen sehr beliebt ist. Ein Hauptausfuhrplatz für die Essenz wie für das Rosenwasser ist das bulgarische Kasanlik. Von dort geht das teure Rosenöl und das im Preise niedrigere Rosenwasser nach Konstantinopel und alsdann in die weite Welt hinaus.

„Frühlingsfang"

Eine Schilderung des Frühlingslebens unserer Frösche.

Von **Dr. E. Bade.**

Mit jedem neuen Tage taucht die liebe Sonne früher über die Erdoberfläche empor, weilt länger auf den Fluren mit ihrem goldenen Lichte. Schon recken an den südlichen Böschungen die zarten, jungen Blättchen unter dem Schutze der vorjährigen dürren Stengel ihre frischen Triebe dem jungen Lichte, dem neuen Leben entgegen. Noch ist es aber sonst winterlich kalt und öde, die Knospen der Laubhölzer schlummern noch, nur an den Ahornarten zeigt sich im kahlen Gezweig ein rötlicher Schimmer, die ersten Blüten des jungen Lenzes.

Zu dieser Zeit, oft schon zu Mitte März, wenn kaum die Eisdecke von den Teichen geschmolzen ist, tönt aus den Sümpfen und Marschen das laute Pfeifen der "Spring peeper" (Hyla pickeringi). Es sind winzig kleine Baumfröschchen, nicht länger als einen Zoll, deren Männchen ihre laute, durchdringende Stimme, die fast zu laut für die kleinen Wesen ist, in die sich verjüngende Welt hinausschmettern. Die braunen, an sich unscheinbaren Gesellen, mit ihrer X-förmigen Zeichnung auf dem Rücken, sitzen in den Grasstauden, die im flachen Wasser stehen. Mächtig dehnt sich beim Schreien die dunkle Kehlhaut der Männchen gleich einem ungeheuren Kropfe vor, mit Luft gefüllt, bis zum Zerreißen angespannt, erreicht die Vorwölbung fast die halbe Körpergröße des Tieres, und wenn die schrillen Pfeiftöne ausgestoßen werden, zuckt der ganze Körper des kleinen Tieres konvulsivisch. Durch den ganzen April hindurch, bei Tage mehr vereinzelt, mit Beginn der Dunkelheit im Chorus, erschallt ihr Pfeifen im schönen Frühlingswetter. Da aber bei uns der holde Lenz nicht im Rausche, nicht in glänzenden Farben kommt, er vielmehr bedächtig nordwärts wandert, auch auf seiner Wanderschaft oft Rast macht, auch wohl wieder ein gutes Stück umkehrt, sodaß dem schönen Wetter Schnee und Kälte folgt, wird der Frühlingsfang der „Piper" oft auf Tage unterbrochen; im Mai hört er dann ganz auf. Jetzt sind es die gewöhnlichen Kröten, deren zwitschernde Pfeifen an Stelle des Konzertes der „Piper" tritt, und die warmen Mainächte sind in der ersten Hälfte des Monats von ihrem Geschrei erfüllt. Etwas später gesellt sich zu diesem die Baßnote des grünen Frosches, der oft mit dem Ochsenfrosch verwechselt wird. Es hat jede einzelne Froschart seine eigene, besondere Stimme, geradeso wie es bei den Vögeln ist, und wer in der Frühlingszeit an Marschen und Tümpeln vorübergeht, ein offenes Ohr für die Stimmen der Natur hat, der kann aus dem Chorus, der aus den Sümpfen als „Frühlingsfang" schallt, alle unsere heimischen Froschlurche erkennen. Besonders an warmen Maiabenden kann man unschwer von unseren neun verschiedenen Frosch- und Krötenarten fünf auf jeden Fall aus einem Tümpel ihren Gesang erschallen hören.

Fast zu gleicher Zeit mit dem grünen Wasserfrosch stellt sich der braune, schwarz gefleckte Leopardfrosch (Rana pipiens) ein. Im niederen Baß singt er sein Liebeslied, wobei ihm an jeder Schulter eine Schallblase erscheint. Das Tier ist in den Salzmarschen ziemlich gemein und häufig.

Wenn der März schon außergewöhnlich warme Tage bringt, erscheint der Waldfrosch in den Tümpeln von Forstländereien. Seine Stimme ist ein hartes, scharfes „Gaab", und wenn die Männchen im Chorus singen, hört es sich an wie das Klucken einer Herde von Enten. Lange hält sich der Waldfrosch im Wasser nicht auf, er sucht nach dem Ablaichen bald wieder seine Jagdgebiete im Walde auf.

Nach einem heftigen Regenfall im April oder im Mai sucht die selten gesehene Grabfußkröte (Scaphiopus holbrooki) das Wasser auf, und solange diese sich hier aufhält, macht sie sich durch ihr lautes Wesen bemerkbar, sodaß sie gar nicht überhört werden kann. Ihre Stimme gleicht etwas der der gemeinen Kröte, ist jedoch lauter. Aber wie der Waldfrosch hält auch sie sich nicht lange im Wasser auf, sondern kehrt bald zu ihrer nächtlichen Lebensweise an Land zurück.

Im Mai und Juni erscheint dann der wechselfarbige Laubfrosch, bei uns als "Gray Tree Toad" bezeichnet, in den Teichen und Tümpeln. Seine Stimme ist bekannt, erschallt sie doch im Sommer, bevor Regen einsetzt, überall aus dem Laub der Bäume und wird das Tier doch so häufig als „Wetterverkünder" in Glasgefäßen gehalten. Fast zu gleicher Zeit, oft schon in den ersten Tagen des Mai, sucht auch der "Cricket Frog" (Acris gryllus crepitans) das Wasser auf. In ihm haben wir die kleinste unserer Froscharten vor uns, er ist noch kleiner als der „Spring peeper". Aber trotz seiner Winzigkeit ist das Tierchen mit einer äußerst lauten, scharfen Stimme begabt, von der es nach allen Regeln einen ausgiebigen Gebrauch macht, vorwiegend aber während der Laichzeit im Mai. Dieser Schrei erinnert, wie der Name des Tierchens schon sagt, an die Töne der Grillen, die im Sommer ihre lauten Geigentöne auf den Wiesen erschallen lassen. Niedere, schnarchende Töne gibt der "Pickerel Frog" (Rana palustris) zu dem Frühlingsfang der Frösche. Er wird häufig mit dem Leopardenfrosch verwechselt, zeigt aber keine so regelmäßige, viereckige schwarze Fleckenzeichnung auf braunem Grunde, wie dieser, noch leichter ist er dagegen vom Leopardenfrosch durch seine gelbe Farbe an der Unterseite, die besonders an den Hinterbeinen scharf hervortritt, zu unterscheiden.

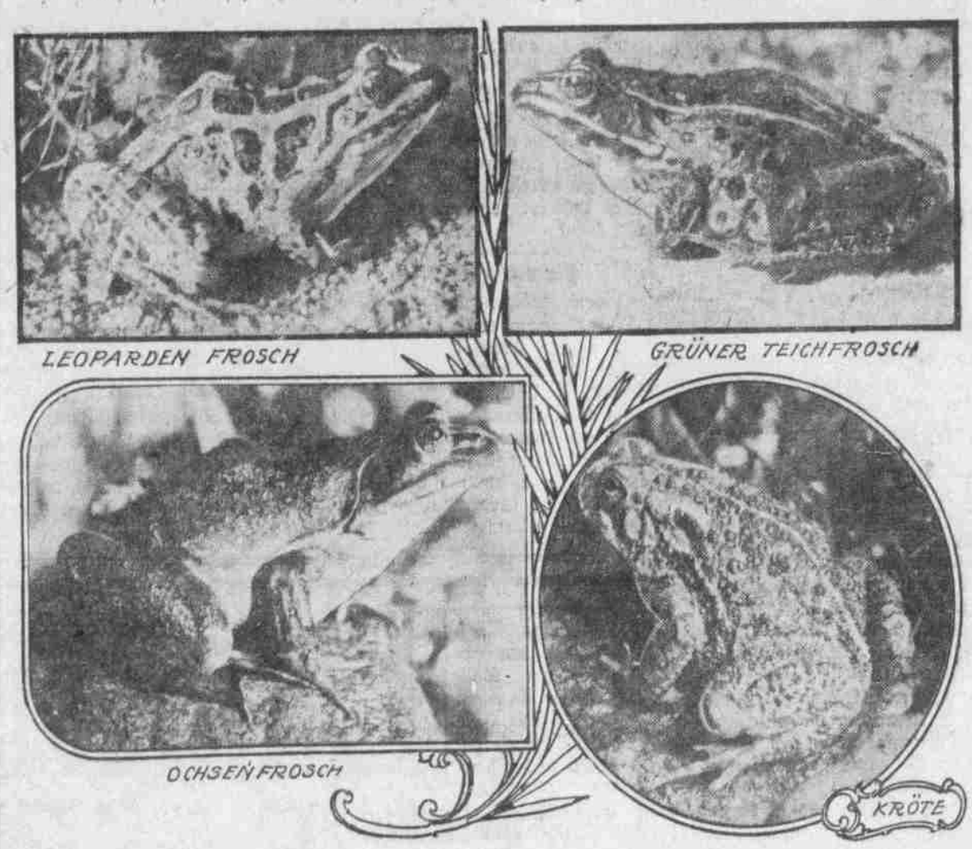
Weniger häufig wird man heute in der Umgegend von New York schon den Ochsenfrosch hören, der den tiefsten Baß in das Froschkonzert bringt. Beschreiben und schildern läßt sich die tiefe, grunzende, brummende Stimmäußerung dieses Riesenfrosches nicht. Wer sie zum ersten Male hört, bleibt unwillkürlich stehen und lauscht dieser so eigenartigen Lautäußerung, er möchte sie einem Löwen zuschreiben, aber dafür ist sie denn doch nicht stark genug, obgleich sie mit der tiefen, rollenden, knurrenden Stimme des Königs der Tiere eine unverkennbare Aehnlichkeit hat. Einigermaßen läßt sie sich eventuell nachahmen, wenn man über die Saite einer Baßgeige mit der halben Länge des Bogens streicht und diese Note vier- bis sechsmal wiederholt.

Für einen Frosch zeigt der ausgewachsene Ochsenfrosch eine riesige Größe. Ein solches Tier mißt 14½ Zoll von der Schnauzenspitze bis zum Ende der ausgestreckten Hinterbeine und 6½ Zoll an Länge in sitzender Stellung. Das Gewicht eines solchen Riesen beträgt etwa ein Pfund.

Ueber Sommer findet man das Tier an seinen Wohnplätzen, an dicht mit Buschwerk überschatteten Gewässern, in der Mittagsstunde behaglich im Sonnenschein sitzend. Geistig ist der Ochsenfrosch aber lange nicht so regsam, wie die kleineren Froschartten und wird daher leicht die Beute eines Fängers. Mit dem grünen Teichfrosche (Rana clamitans), wird er oft verwechselt, indem letzterer als junger Ochsenfrosch angesprochen wird. Er unterscheidet sich von diesem aber auf den ersten Blick, indem der Ochsenfrosch an den Seiten seines Körpers keine Längsfalten besitzt.

Die Frösche sind die plumpsten, aber trotzdem die beweglichsten und muntersten Vertreter der ganzen Amphibienklasse. Sie schwimmen und tauchen vortrefflich, auf dem Lande führen sie weite Sätze und Sprünge aus und einige tummeln sich sogar im Laubwerk der Bäume. In ihrer Jugend sind sie ausgesprochene Wassertiere, später jedoch, wenn sie ihre Verwandlung durchgemacht haben, streifen sie in Wiesen, Wäldern und auf Feldern umher, oder führen, wie die Kröten, in Erdlöchern ein verborgenes, einsames Räuberleben, denn gefräßige Raubtiere sind sie alle, aber giftig sind sie nicht.

Die Lebensweise ist bei allen mehr oder weniger dieselbe. Sie führen ein munteres, heiteres Frühlings- und Sommerleben, mit viel Lärm und vielem Behagen, ein ihnen minder gefallendes Herbstintreiben und dann einen monatelangen Winterschlaf, tief unten im Schlamme der gefrierenden Gewässer, während die Kröten in Erdlöchern oder sonstigen Schlupfwinkeln den Winter verschlafen. Erst die Frühlingssonne weckt alle die verborgenen Schläfer wieder zu neuem Leben und mit lautem Geschrei stimmen sie dann ihrerseits ein in den Frühlingsfang, der durch die sich verjüngende Natur dahin zieht.



Der Flieger auf Aktien.

Von **Paul Schweder.**

Merkwürdige Menschenschicksale enthüllt uns der Weltkrieg. In Smyrna wars. Da saßen eines Abends der erfolgreiche Dardanellenflieger und Ritter des „Pour le mérite", Hauptmann Buddecke, und ein paar andere deutsch-türkische Flieger, die da unten inzwischen mit Schneid die englischen Flieger von der Insel Keusten vertrieben haben.

In dieser kleinen Fliegergesellschaft war auch einer, den sie den „Flieger auf Aktien" getauft haben, und auf den wir in seiner Eigenart mit Recht stolz sein dürften. Der biedere Holsteiner, den ich meine, war in seiner Jugend — denn er ist heute einer der ältesten Flieger an der Front — ein Hörer der Technischen Hochschule in Charlottenburg bei Berlin. Allein, wenn der Sonntag kam, zog es ihn unwiderstehlich hinaus auf die damals neu entstehenden Flugplätze, und voll Bewunderung und Neid verfolgte er die ersten kühnen Flüge der deutschen Luftpioniere. Bei der Rückkehr von einem Ferienaufenthalt in seiner Vaterstadt Itzehoe besuchte er auch einen Schauflug des bekannten Referendars Caspar aus Kassel auf dem Hamburger Flugplatz und meldete sich darauf kurz entschlossen bei diesem als Flugschüler. Jedoch — damals kostete das noch ein Lehrgeld von 3500 Mark, und als der junge X. mit dieser Forderung vor seinen gestrengen Vater trat, warf ihn dieser kurzerhand zum Tempel hinaus.

In seiner Not wandte sich X. an seinen ehemaligen Lehrmeister — einen biederen holsteinischen Schlosser — und eines Tages ließ ihn dieser in die Heimat kommen und führte ihn in eine Wirtschaft neben seines Vaters Haus, wo zwanzig vermögende Gutsbesitzer zusammensaßen. Sie ließen sich seine Pläne vortragen, und da er ihnen mit seiner Zuversicht und seinem frischen Wagemut gefiel, so griffen sie allesamt in ihre Taschen und übergaben ihm ein jeder 200 M. Mit diesen 4000 M. nun lernte X. bei Caspar fliegen, während seine Eltern ihn noch immer auf der Hochschule wähnten. Die Sache wäre auch wohl weiterhin gut gegangen, wenn nicht X. bei der zweiten Pilotenprüfung abgestürzt wäre und sich dabei beide Beine und den Unterkiefer gebrochen hätte. Denn inzwischen nahte die Zeit des Examens heran und die Doktoren im Eppendorfer Krankenhause richteten noch immer an dem Elfenbeinkiefer herum, den X. seit dieser Zeit trägt. Also telegraphierte der unglückliche Flieger, um daheim auch jetzt noch nichts merken zu lassen, um seinen schwarzen Examenanzug und ließ in angemessener Frist eine zweite Depesche abgehen, nach der er durchgefallen war.

Nun war der Vater natürlich damit einverstanden, daß X. sich selbst einen Beruf wählte. Doch bekam er einen kleinen Schreck, als im August 1912 in einer Hamburger-Zeitung zu lesen war, daß sein Sohn in einem Walde bei Wandsbeck abermals abgestürzt sei und sich nochmals beide Beine gebrochen habe. Er redete viel von dem „Pech", das er mit dem Jungen habe, da X. auch schon während seiner Dienstzeit bei der Marine einen Unfall am rechten Auge erlitten hatte und mit einer Invalidenrente entlassen worden war. Allein der Junge hatte das Glück, bei den Halberstädter Flugzeugwerken als Lehrer anzukommen und später sogar bei der A. E. G., so daß er sich nicht nur selbst unterhalten, sondern „gar seinen „Gründern" im heimatlichen Holstein nach und nach das ganze für ihn angelegte „Aktienkapital" zurückzahlen konnte.

Dann kam der Weltkrieg. X. meldete sich als Freiwilliger, wurde jedoch als untauglich zurückgewiesen. Erst im November 1914 griff man auf sein wiederholtes Drängen auf ihn zurück und überwies ihn einer deutschen Feldfliegerabteilung in einer österreichisch-ungarischen Armee an der Ostfront, wo X. 11 Monate hindurch tätig war und 54mal über dem Feinde flog. Im September 1915 wurde er dann wegen gänzlicher Nervenzerrüttung heimgeschickt und betätigte sich nunmehr in Hannover bei einer Ersatzabteilung, wo er innerhalb 5 Monaten alle kriegsunbrauchbar gewordenen Maschinen einflog. Nun wurde man erneut auf ihn aufmerksam, und eines Tages war er wiederum Fluglehrer und zwar bei den Türken in San Stefano. Anfang Mai d. J. kam er dann als Falkerflieger nach Smyrna, wo er am 2. Juni abermals abstürzte und dabei zum dritten Male beide Beine und den Oberkiefer sowie das Nasenbein brach. Und wieder wurde er zusammengeflickt. Die Engländer mußten vor diesem Unverwüstlichen das Schlachtfeld um Smyrna räumen, und Liman v. Sanders heftete dem Braven d. höchsten türkischen Kriegsorden — den Eisernen Halbmond — an die Brust. Das Eiserne Kreuz und das Oesterreichische Verdienstkreuz besitzt er bereits, und wenn die Engländer in der Luft hier unten in der Türkei ebenso unternehmungslustig wären wie ihre Kameraden an der Westfront, so würden wir hier wohl schon längst neben Buddecke noch den einen und anderen Pour-le-mérite-Ritter haben. So aber freuen wir uns, daß sie überhaupt nicht mehr zu kommen wagen, und danken es den 20 wetterfesten holsteinischen Bauern, daß sie durch ihre famose „Gründung" uns einen solchen tüchtigen Mann als Helfer der osmanischen Bundesgenossen hierher gesandt haben, auch wenn sie auf ihr Aktienkapital keine andere Dividende genießen als die Freude eines alten Vaters über das Glück seins „verlorenen Sohnes".

Wie das französische Volk vernichtet wird.

Gelegentlich eines medizinischen Kongresses in Lausanne äußerte sich der Generalarzt Dr. Couraye über die Volksvernichtung in Frankreich in ziemlich heftiger Weise und griff bei dieser Gelegenheit sehr scharf die französischen Militärbehörden an, ohne Rücksicht, nur um die nötige Rekrutenzahl aufzubringen, das französische Volk der vollständigen Vernichtung entgegentreiben. Dr. Couraye ist wegen dieser Aeußerung seines militärischen Postens enthoben worden. Ein Genfer Mitarbeiter des „Leipziger Tageblattes" übermittelt den wesentlichen Inhalt der Rede des französischen Generalarztes:

„Neben dem Strategen hat gewiß der Arzt die größte Verantwortung. Bedauerlicherweise muß festgestellt werden, daß sich gerade die französischen Aerzte mit geringen Ausnahmen dieser Verantwortung sehr wenig bewußt sind. Schon die Untersuchung auf Militärtauglichkeit wird sehr oberflächlich und leichtsinnig vorgenommen. Es werden Leute zum Heeresdienst ausgehoben, deren Dienstuntauglichkeit jeder Laie schon auf den ersten Blick erkennen kann. Fälle, in denen man Männer mit stärkeren Rückgratverkrümmungen eingestellt hat, sind nicht selten. Ich selbst habe in einem einzigen Rekrutendepot eines Ersatzbataillons in Nancy 46 lungenkranke Leute, davon 21 im vorgeschrittenen Stadium, festgestellt und deren Entlassung aus dem Militärdienst veranlaßt. Ein Regiment in St. Etienne hat 124 Leute mit größerem Herzfehler. Man hat sich sogar nicht gescheut, Männer in die Uniformen zu stecken, bei denen sich alle Anzeichen von Rückenmarkschwindsucht nachweisen ließen. In anderen Fällen sind mir Soldaten vorgeführt worden, die Paralytiker waren. Ohne zu übertreiben, kann man behaupten, daß wenigstens die Hälfte aller neueingestellten französischen Soldaten krank und darum für den Waffendienst ungeeignet sind.

In einer Eingabe an das französische Kriegsministerium ist auf diese unhaltbaren Zustände hingewiesen worden. Leider hat man die Angaben nicht mit ruhiger Sachlichkeit geprüft, sondern mir Mangel an Patriotismus vorgeworfen und mich der Freundschaft mit Herve und Clemenceau „verdächtigt". Ich leugne meine freundschaftlichen Beziehungen zu beiden gar nicht und behaupte, daß diejenigen schlechte Patrioten sind, die ihre Verantwortlichkeit für das französische Volk einem solchen Patriotismus opfern. Mit Kranken und Krüppeln gewinnt man keine Schlachten. Rückenmärker und Schwindsüchtige retten das Vaterland nicht. Nur ein völlig unverstandener Patriotismus bevölkert unsere Schützengräben mit Menschen, die kaum ein Gewehr tragen, viel weniger irgend welche Strapazen aushalten können. Unbegreiflich ist es, wie man Studenten ohne jede klinischen Erfahrungen zu Feldärzten ernennen konnte. In ihrer Erfahrungs- und Hilfslosigkeit stellen sie oft die unsinnigsten Diagnosen. Ein Soldat wurde von einem Feldarzt wegen eines angeblichen Bronchialkatarrhs ins Lazarett geschickt; bei dem Mann wurde keine Spur von Bronchialkatarrh, vielmehr Flecktyphus festgestellt. Es werden oft Amputationen ohne Sinn und Verstand vorgenommen. Glieder werden abgenommen, die man den Unglücklichen hätte erhalten können, wenn man den Heilprozeß nicht gestört hätte. Diese jungen erfahrungslosen Kandidaten der Medizin sind es zumeist, denen das Wohl der französischen Soldaten überantwortet ist. Sie entscheiden, und was sie entscheiden, zeigt die erschreckend hohe Sterblichkeitsziffer in der französischen Armee, die einer wahren Volksvernichtung gleichkommt."

Zustände in französischen Hospitälern.

Belfort, 9. Februar. In der letzten Sitzung des Großen Stadtrates von Belfort riefen die Verhandlungen über die Verwaltung des Zivilspitals, in welchem höchst sonderbare Zustände herrschen sollen, eine längere Debatte hervor. Stadtrat Hofatte erhob schwere Vorwürfe gegen die Spitalverwaltung, indem er ausführte: Im Spital herrscht ein furchtbarer Dreck; wenn man da Ordnung schaffen will, so genügt es nicht, daß man hingeht und einige Zigaretten raucht. In den Krankensälen ist ein furchtbares Durcheinander Trumpf, die Kranken sind nicht in besondere Klassen eingeteilt, solche mit ansteckenden Krankheiten befinden sich bei anderen, Rekonvaleszenten liegen mit Sterbenden in den gleichen Zimmern; in gewissen Zimmern röcheln die Sterbenden in der Agonie, während andere singen und wieder andere auf dem Operationstische liegen. Jeder Angestellte tut, was er will, und die Moral läßt im Hause bedenklich zu wünschen übrig. Ueber den Verbrauch der Lebensmittel und Wäsche herrscht keinerlei Kontrolle.

Diese Vorwürfe scheinen vollkommen berechtigt zu sein, denn laut Bericht in der Belforter „Frontière" betrachtete der Stadtrat die bisherigen Spital-Verwalter als abgesetzt und ernannte zwei neue, die provisorisch für die Kriegszeit amten sollen.